Eigenthum, Druck und Verlag von R. Graßmann.
Annahme von Inseraten Schulzenstraße 9 und Kirchplatz 3.
Redaktion und Expedition Kirchplatz 3.

Abonnement monatlich 50 Pfg., mit Trägerlohn 70 Pfg.,
auf der Post vierteljährlich 2 Mk., mit Landbriefträgergeld 2 Mk. 50 Pfg.
Inserate die Petitzeile 15 Pfennige.

Stettiner Zeitung.

Abend-Ausgabe. Donnerstag, den 31. März 1887. Nr. 152.

Abonnements-Einladung.

Unsere geehrten Leser, namentlich die auswärtigen, bitten wir, das Abonnement auf unsere Zeitung recht bald erneuern zu wollen, damit ihnen dieselbe ohne Unterbrechung zugeht und wir sogleich die Stärke der Auflage feststellen können. Die reichhaltige Fülle des Materials, welches wir aus den politischen Tagesereignissen, aus den gewöhnlich so interessanten Kammerberichten, aus den lokalen und provinziellen Begebnissen darbieten, die Schnelligkeit unserer Nachrichten ist so bekannt, daß wir es uns versagen können, zur Empfehlung unserer Zeitung irgend etwas zuzufügen. Ebenso werden wir auch ferner für ein interessantes und spannendes Feuilleton Sorge tragen.

Der Preis der täglich zweimal erscheinenden **Stettiner Zeitung** beträgt außerhalb auf allen Postanstalten vierteljährlich nur **zwei Mark**, in Stettin **in der Expedition monatlich 50 Pfennige, mit Bringerlohn 70 Pfg.**

Die Redaktion.

Deutschland.

Berlin, 30. März. Se. Majestät der Kaiser nahm im Laufe des gestrigen Vormittags die regelmäßigen Vorträge entgegen und arbeitete Mittags längere Zeit mit dem Wirkl. Geh. Rath v. Wilmowski.

Der Kronprinz nahm am Dienstag während der Vormittagsstunden mehrere Vorträge und die persönlichen Meldungen einiger höherer Offiziere entgegen und nahm am Nachmittage, gelegentlich einer Ausfahrt, die Gebäude der landwirthschaftlichen Hochschule in Augenschein. Nachmittags 5½ Uhr hatte der außerordentliche Gesandte der Königin von Madagaskar, General Willoughby, die Ehre des Empfanges, um den kronprinzlichen Herrschaften einige Geschenke seiner Königin überreichen zu dürfen. Am Abend waren der Kronprinz und die Kronprinzessin nebst der Prinzessin Viktoria, dem Großherzog, Erbgroßherzog und der Prinzessin Irene von Hessen und der Prinzessin Christian zu Schleswig-Holstein zur Vorstellung im Viktoria-Theater anwesend.

Der Prinz Heinrich von Preußen wurde gestern Abend aus Kiel wieder in Berlin erwartet.

Die Prinzessin Friedrich Karl gedachte gestern Berlin zu verlassen und eine mehrwöchentliche Reise nach Italien anzutreten.

— Die Hauskapelle im kronprinzlichen Palais, in welcher demnächst die Einsegnung der beiden jüngsten Töchter des Kronprinzen im engsten Familienkreise stattfinden soll, ist eine Einrichtung König Friedrich Wilhelms III. Nach seinem Beinbruch im Jahre 1826 mußte der König sich auf den Rath der Aerzte schonen und auch den Kirchenbesuch meiden. Ohne Gottesdienst aber wollte er nicht sein, und so ließ er einen oblongen Saal von mittlerer Größe neben seinen Wohnzimmern zur Hauskapelle herrichten. Die gothischen Fenster desselben gingen nach dem stillen Hofe des Palais. Die Kapelle hat etwa vierzig Sitzplätze, und den Altar schmückt ein schöner Christuskopf. Die Fenster mit Glasmalereien aus der heiligen Geschichte dämpfen in feierlicher Weise das Tageslicht. Den Einweihungs-Gottesdienst hielt Bischof Eylert. Die Theilnahme an diesen Hausgottesdiensten stand allen Hausgenossen bis zu den Dienstboten hinab frei. Die Hof- und Domprediger, die beiden Pröbste und Bischöfe, sowie der Feldprobst versahen sie in abwechselnder Reihenfolge. Aber auch auswärtige berühmte Geistliche, wie der Kanzler Dr. Niemeyer und Bischof Dr. Dräseke predigten in der Kapelle, wenn sie gerade in Berlin waren. Nach dem Gottesdienste pflegte der König gewöhnlich mit denselben eine Unterredung über die gehörte Predigt zu halten. Am Gründonnerstag des Jahres 1827 nahm der König hier das Abendmahl, und seitdem ist es in der königlichen Familie Sitte geblieben, an diesem Tage das Abendmahl an dieser Stätte zu nehmen.

— Wie verlautet, ist die bisher von dem verabschiedeten Feldprobst Dr. Thielen innegehabte Domherrnstelle an dem Domstifte Brandenburg von dem Kaiser und Könige dem Oberhofprediger Generalsuperintendenten der Kurmark D. Kögel verliehen worden. Die beiden für Geistliche bestimmten Domherrenstellen des Stiftes werden statutenmäßig nur für die Amtsdauer der betreffenden Inhaber verliehen.

— Die „Kreuzzeitung" theilt aus einem von Pau datirten Briefe eines Kaufmanns, der in der französischen Schweiz ein großes Geschäft hat, folgende interessante Stellen mit:

„Ich verließ mit einer größeren Anzahl englischer Familien bald nach dem Erdbeben das erschreckte Nizza, um mich, da ich dringend der Erholung bedarf, in kurzen Tagereisen hierher zu begeben. Meine Geschäftsverbindungen erlaubten mir, in Marseille, Montpellier, Toulouse und Bordeaux längere Stationen zu machen und so das ganze schöne Südfrankreich wieder einmal zu durchstreifen. Was mir, besonders im Gegensatz zu Paris, wo ich gegen Weihnachten mich aufhalten mußte, auffiel, ist eine bedeutend besonnenere Stimmung der ganzen Bevölkerung und eine einmüthige Verurtheilung der Parteien der Hauptstadt, welche Frankreich an den Rand des Krieges gedrängt haben.

In Südfrankreich will man vom Kriege nichts wissen, man sehnt sich nach endlicher Konsolidirung der Verhältnisse, da auch die Geschäfte unter dem allgemeinen Drucke sehr darniederliegen — genug, man wünscht dort mit allen Schichten der Bevölkerung nur eins — den Frieden. Besonders hier im Südwesten, wo man ohnehin der jetzigen Regierung nie hold gesinnt war, bricht sich die Ueberzeugung immer mehr Bahn, die ich übrigens auch in Marseille schon aussprechen hörte, daß unter dem jetzigen elenden Regime Frankreich in schnellen Schritten zurückgeht, weshalb auch das Ansehen der Regierung im beständigen Sinken begriffen ist. Besonderen Groll hegt alle Welt gegen Boulanger, den man wohl mit Recht als Urheber aller der Beunruhigungen betrachtet.

Auch auf die Zügellosigkeit besonders der Pariser Presse wird allgemein in der heftigsten Weise gescholten und sie als Hauptkrebsschaden bezeichnet, der das Land in Abenteuer stürzt, dem Auslande ein falsches Bild von der Stimmung des Landes giebt und in Frankreich selbst die verkehrtesten Ansichten verbreitet und nährt. Das südliche Frankreich will nichts wie Ruhe, damit das gänzlich verlorene Vertrauen sich wiederfindet, weil wegen der dazu gekommenen wirthschaftlichen Kalamitäten, Reblaus-Verheerungen und anderer Dinge der Handel und Wandel darniederliegen, wie selten zuvor. Hier hat Niemand Lust, sich wegen Elsaß-Lothringens in einen unabsehbaren Krieg zu stürzen, denn das Vertrauen auf Boulanger's Feldherrntalente ist sehr gering, und das auf die Leistungsfähigkeit der eigenen Armee auch nur schwach; desto lebendiger steht die Ueberlegenheit der deutschen Armee in lebhaftester Erinnerung. Genug, man wird hier der ganzen Pariser Wirthschaft von Tag zu Tag überdrüssiger. . . . Durch meinen vieljährigen Aufenthalt in Frankreich mit dem französischen Wesen und Wandel durchaus vertraut, möchte ich noch einige allgemeine Gesichtspunkte kurz beifügen.

Man hat mit Recht behauptet, daß der russische Rubel in Paris eine nicht unbedeutende Rolle spielt. Ich kann aus meiner Erfahrung hinzufügen, daß auch elsaß-lothringische Münze die deutschfeindliche Karre in Paris schmieren hilft. Meiner Ansicht nach ist es daher hohe Zeit, daß die deutsche Regierung nicht blos an das Wohlbefinden der Elsässer, sondern jetzt endlich einmal an die eigene Sicherheit denkt und in den Reichslanden fest den Hebel ansetzt, um die ewige Quelle der Hetzereien gründlich zu verstopfen. Es ist gewiß sehr edel gewesen, die Sympathien der Bevölkerung gewinnen zu wollen, doch war diese Art deshalb nicht angebracht, weil man in den Reichslanden, an die festen Zügel der französischen Präfekten- und Maire-Disziplin gewöhnt, die Milde zu gern für Schwäche hielt, und glaubte alles thun zu dürfen, was man für gut befand. Es gehörte eben nur geringer Muth dazu, sich als Held der Revanche bewundern zu lassen oder die Schreier offen zu ermuntern.

Macht die deutsche Regierung einigen Hunderten der sogenannten „Notablen" erst einmal klar, daß sie rücksichtslos ausgewiesen werden, wenn dies landesverrätherische Geschrei kein Ende nimmt, und zeigt sie sogar an einigen Beispielen, daß sie keinen Augenblick sich scheut, Ernst mit den Schreiern zu machen, so werden auch die Patriotenliga und deren sinnesverwandte Blätter sich in Bälde einer bescheideneren Sprache befleißigen."

Es wäre recht erfreulich, wenn man endlich auch in den der Regierung nahestehenden Organen anerkennen wollte, daß General Boulanger weit eher eine komische Figur als ein den Frieden bedrohender Staatsmann ist.

— Von einem Berliner Korrespondenten, der aus Regierungsquellen zu schöpfen pflegt, wurden in Betreff der kurz vor den Wahlen vorhanden gewesenen Kriegsgefahren einige Andeutungen gemacht, welche der allgemeinen Beachtung werth sind. Derselbe schreibt: „Es kann nicht bestimmt genug betont werden, daß das Publikum noch kaum erfahren hat, wie nahe wir dem Kriege waren. Der greise Marschall Moltke, der keiner Unehrlichkeit fähig ist, hat nach dem Urtheile aller kompetenten und eingeweihten Leute die lautere Wahrheit gesagt, daß das Septennat die Erhaltung des Friedens bedeute. Jede Schwächung der Regierung, insbesondere ein anderes Ergebniß der Wahlen vom 21. Februar würde voraussichtlich die vorhandene Spannung zum Bruche gebracht haben. In späteren Zeiten wird man vielleicht in der Lage sein, an der Hand urkundlicher Nachweise beurtheilen zu können, von wem mit dem Feuer gespielt worden ist: von der deutschen Regierung oder von kurzsichtigen und erbitterten Parteien. Dabei sind allerdings auch die Bemühungen des hiesigen Vertreters der französischen Republik um die Erhaltung des Friedens in Betracht gekommen, und man darf überzeugt sein, daß die Werthschätzung, die er genießt, ebenso aufrichtig ist, wie die heftigen Angriffe eines gewissen Theiles der Pariser Presse, der seine Einsicht nicht von Thatsachen, sondern von Wünschen beherrschen läßt, gegen ihn in hohem Grade bezeichnend sind. Die Erfahrungen des letzten Vierteljahres sind derart und die Spannung ist so groß gewesen, daß es sich wohl begreift, wenn auch jetzt eine vollkommene Beruhigung noch nicht Platz gegriffen hat und die Zuversicht in die Erhaltung des Friedens keine unbedingte ist."

— Ueber angebliche Verbrechen Said Bargaschs, des Sultans von Sansibar, finden wir in der „Kr. Ztg." geradezu entsetzliche Enthüllungen, für welche wir dem genannten Blatte die Verantwortung überlassen müssen. Mit Juli 1886 wurde bekanntlich der deutsche Schutzbürger Scherif Abdalla zu Lamu von Söldnern des Sultans Said Bargasch aufgehoben und unter argen Mißhandlungen fortgeschleppt. Gustav Denhardt hatte eine Belohnung von 1000 Mark ausgesetzt, wenn ihm Jemand verläßliche Nachrichten über den Scherif bringen könnte. Es sind darauf, nach der „Kr. Ztg.", folgende Thatsachen festgestellt:

„Nach seiner Vergewaltigung wurde Scherif Abdalla am Morgen des 15. Juli v. Js. von Lamu nach dem Festlande an der Mandabucht gebracht in die Nähe eines Urwaldes beim Orte Tempe, welcher ungefähr auf der Höhe von Rasini bei Pazza liegt; dort wurde er von Muhamed ben Feraje und einem Sansibar-Söldner bewacht. Der an Armen und Füßen schwer verwundete Mann wurde dort ohne jeden Verband im Dickicht untergebracht und allen Unbilden der Witterung ausgesetzt; er lag unter freiem Himmel, nicht etwa in einer Hütte. An jener Stelle ist er systematisch zu Tode gehungert worden; man gab ihm täglich nur eine halbe Kokosnußschale, unenthülsten Mais und in den ersten Tagen ebensoviel Wasser. Andere Nahrung erhielt er nicht, ebensowenig wurden seine Wunden verbunden oder ihm irgend eine Hülfe zu Theil. Sein Zustand verschlimmerte sich natürlich rasch, schon nach wenigen Tagen war er nicht mehr im Stande, Speise und Trank selbst zu sich zu nehmen, seine Wächter aber reichten ihm Nahrungsmittel nicht hin, sondern weideten sich an seinen Qualen. Seine Körperschwäche machte es ihm ferner unmöglich, sich der Fliegen und anderen Gethieres zu erwehren, sie setzten sich in die Wunden, in Nase, Augen, Ohren und legten Eier hinein. Die schlimmsten Peiniger waren aber die großen Ameisen (von Fingergliedlänge); anfangs kamen sie einzeln an, bald aber ergossen sie sich in Schaaren über ihn und haben ihn förmlich bei lebendigem Leibe aufgefressen. So ist der unerschrockene deutsche Schutzbürger nur deshalb zu Tode gemartert worden, weil er sich unterfing, den Deutschen dort Dienste zu erweisen. Der Wali von Lamu ist allerdings, da der Alles leugnende Said Bargasch nicht ganz ausweichen konnte, abgesetzt und in Ketten gelegt worden, auch hat der Sultan von Sansibar der Wittwe des Sherifs eine Entschädigung von etwa 30,000 Mk. zahlen müssen, doch die Mörder laufen frei und ungestraft im Lande umher; es sind dies außer 7 Söldnern des Said Bargasch: der Akida Said ben Amer, Muhamed ben Feraje, Nassir ben Abdalla (genannt Nassir Meraki), Marabu ben Schech Mataka (genannt Marabu Mboru), sodann Tina ben Bakari Jussuv wa Schani. Muhamed ben Feraje, der Hauptakteur in dem Trauerspiele, ist derselbe, welcher von Said Bargasch als Unterhändler benutzt wurde, um den Schech Mie ben Seff in Rasini zum Aufstande gegen Sultan Achmed zu bewegen; Muhamed hat auch die Hauptrolle beim letzten Somali-Einfalle gespielt."

Des Weiteren soll sich Said Bargasch große Erpressungen haben zu Schulden kommen lassen; die „Kr. Ztg." zählt elf Erpressungsfälle auf, welche dem Sultan von Sansibar 50,000 Dollars eingebracht haben! Die Aufregung gegen die Sansibariten soll deshalb eine ungeheure sein. Daß das Vertrauen der Suaheli zum deutschen Schutz nicht wächst, wenn man solche Dinge hingehen läßt, bedarf keiner Erwähnung. Begreiflich aber wird man es finden, daß Sultan Achmed Simba von Witu in Deutschland mehrere tausend Gewehre und 100 Faß Pulver bestellt hat und sich in seinem Lande nach Kräften rüstet, um den verhaßten Sansibar-Arabern mit Waffengewalt entgegenzutreten.

— Die Sozialdemokraten geben, trotzdem die Polizei die in voriger Woche geplanten öffentlichen Arbeiterversammlungen verboten hat, ihre Bemühungen, die Lohnbewegung in Berlin in diesem Frühjahr zu neuem Leben zu entfachen, nicht auf. Fast alle Gewerke sind nicht nur in Fachvereinen, die bei Streiks sich immer als Stützpunkt bewährt haben, organisirt, sondern es fungiren außer denselben Lohnkommissionen, Tarifkommissionen, Vertrauensmänner der in den einzelnen Gewerken beschäftigten Arbeiter. Die Polizei hat diese Versammlungen im kleineren Kreise gestattet, dagegen auch in dieser Woche die öffentlichen, so die der Tischler, in der zum Hamburger Streik Stellung genommen werden sollte, und die der Schneider verboten. Die Tischler wollen sich beschwerdeführend an den Minister v. Puttkamer wenden. Wenn auch einzelne partielle Streiks, so bei den Drechslern, bereits ausgebrochen sind, so werden wir, trotz aller Bemühungen sozialdemokratischer Heißsporne, von größeren Streiks verschont bleiben, weil eben die Arbeiter an den Folgen unsinniger und frivoler Streiks noch zu leiden haben und aus den Streikkassen die Ebbe nicht verschwinden will.

— Dem Reichstage soll demnächst eine militärische Eisenbahnvorlage zugehen, welche den Bau einiger für Truppentransporte wichtiger Bahnlinien in Süddeutschland, namentlich einer die Schweizer Grenze vermeidenden Bodenseegürtelbahn, anordnet und zwar unter angemessener Kostenbetheiligung des Reiches und der nächstbetheiligten Bundesstaaten. Die Anwesenheit süddeutscher Minister in Berlin in jüngster Zeit wird u. A. mit dieser Angelegenheit in Verbindung gebracht.

— Die in Kapstadt erscheinende Zeitung, das „Kapland", hatte vor einiger Zeit eine ihr aus Südwestafrika zugegangene Korrespondenz abgedruckt, in welcher mitgetheilt wurde, daß in den dortigen deutschen Schutzgebieten Unruhen ausgebrochen seien, und daß die dort lebende einheimische Bevölkerung sich Gewaltakte und Uebergriffe gegen die Europäer zu Schulden kom-

men lasse. Wie die „N. A. Z." aus zuverlässiger Quelle erfährt, sind indessen die Mittheilungen der Kapstädter Zeitung theils in hohem Grade übertrieben, theils geradezu unrichtig. Unrichtig ist insbesondere auch die gemeldete Ermordung eines finnischen Missionars. Das „Kapland" soll übrigens bereits selbst eine Richtigstellung der von ihm gebrachten Allarmnachrichten veröffentlicht haben.

— Der Kaiser von Rußland mag doch nicht gar so ängstlich und schreckhaft sein, wie er allgemein geschildert wird. Wenn man den Berichten glauben wollte, die über ihn vordem schon und jetzt wieder, als es sich um ein Attentat auf seine Person handelte, kolportirt wurden, müßte man glauben, der Zar brüte dahin in ewiger Pein und sei bereits um alle Fröhlichkeit gekommen. Das kann nun unmöglich der Fall sein, denn es wird der „W. A. Z." aus Petersburg von einem Wort des Kaisers erzählt, das unbedingt auf dem Boden guter Laune gewachsen sein muß. Vor einigen Tagen nämlich kamen mehrere Minister nach Gatschina, um dem Herrscher Bericht zu erstatten. Nach beendeter Audienz nun äußerte sich der Zar seinen Ministern gegenüber, die anfangs ziemlich verblüfft zugehört haben mochten: „Lange werde ich mich hier nicht aufhalten können, es ist etwas da, was mich in die Flucht treibt." Entsetzt sahen die Herren zu dem Gebieter auf; dieser meinte lächelnd: „Diesmal ist der Uebelthäter in meiner eigenen Familie: einer der jüngeren Großfürsten lernt nämlich Violine spielen und bei den hiesigen sehr akustisch gebauten Räumlichkeiten halte ich das nicht aus."

— Wie man aus Wien berichtet, hat die Mission, die sich Herr Stoilow dahin gegeben hat, den Beifall der Wiener Staatsmänner nicht gefunden. Separatverhandlungen mit der Regentschaft werden dort entschieden abgelehnt; dieselbe erhält vielmehr unausgesetzt den Rath, sich innerhalb der Grenzen des Berliner Friedens und der Mäßigung zu halten. Wenn die Regelung der bulgarischen Frage unter den Mächten zu Stande kommen sollte, so wird in Erwägung gezogen, ob die Durchführung der nothwendigen Maßregeln durch einen von den Berliner Vertragsmächten abzusendenden Kommissar zu erfolgen hat, da weder der russische noch der türkische Kommissar bis jetzt Erfolg gehabt hat. Selbstverständlich würde hinter dem von Europa bevollmächtigten Kommissar auch die Autorität und Macht Europas stehen. Doch bleibt es allerdings noch zweifelhaft, ob ein solcher Plan den Beifall der zunächst betheiligten Mächte finden werde.

Die „N. Pr. Ztg." schreibt: „Es ist nunmehr konstatirt, daß alle in den letzten Tagen verbreitet gewesenen Gerüchte über neue Aufstandsversuche in Bulgarien sich als grundlos erwiesen haben. Ebenso zweifellos ist es aber, daß die Meldungen von solchen ausgegangen sein müssen, die Kenntniß von Vorbereitungen hatten, welche für eine neue Beunruhigung Bulgariens gemacht werden. Nach Mittheilungen, die aus Bulgarien zugehen, hat man dort auch volle Kenntniß davon, daß solche Vorbereitungen getroffen werden, und daß ihre Veranstalter, um sicher zu gehen, dieselben von russischem Boden aus, wo sich Banden sammeln, in Scene setzen. Bulgarischerseits hat man aber genügende Vorkehrungen getroffen, um der Verwirklichung solcher Versuche mit Entschiedenheit und Erfolg entgegentreten zu können."

— Unsere Beziehungen zur Pforte scheinen augenblicklich wieder sehr intime zu sein. Als äußeres Anzeichen dafür betrachtet man die Zuvorkommenheit, die der Sultan am 25. gegen Herrn von Radowitz, unseren dortigen Botschafter geübt hat. Nach Beendigung der Selamlik-Feier empfing der Sultan den Botschafter, welcher im Namen des deutschen Kaisers und im Auftrage des Fürsten Bismarck dem Sultan für die bei Gelegenheit der 90. Geburtstagsfeier erwiesenen Aufmerksamkeiten zu danken hatte. Am Abend telegraphirte Herr von Radowitz nach Berlin, daß der Sultan ihn außerordentlich liebenswürdig aufgenommen und durch die neuen Freundschaftsbezeugungen von Seiten des deutschen Kaisers aufs Angenehmste berührt worden sei. Aehnliches besagen die türkischen Blätter, welche, besonders in der letzten Zeit, bei jeder Gelegenheit ihre Sympathien dem deutschen Reiche gegenüber betonen. Es wird als ein in der Türkei noch nicht dagewesener Fall bezeichnet, daß der Sultan diesmal nicht, wie sonst, einen seiner hochgestellten Beamten zur Gratulation auf die deutsche Botschaft schickte, sondern seinen Sohn, den Prinzen Mehmed Selim Effendi, eigens mit der Ueberbringung des Glückwunsches beauftragte. Dies soll in anderen Botschaftskreisen etwas Eifersucht hervorgerufen haben, namentlich auf der russischen Botschaft, die seit dem Zustandekommen der neuen Tripel-Allianz überhaupt über etwas Zurücksetzung von Seiten der türkischen Machthaber zu klagen hat.

Ausland.

Paris, 30. März. Aus Anlaß eines Privatgespräches über die gestrige Wahl eines Vizepräsidenten kam es heute zwischen dem radikalen, sehr exaltirten Deputirten Douville-Maillefeu und dem Opportunisten Sens-Leroy zu einer von ersterem begonnenen Prügelei in den Kouloirs.

Paris, 30. März. In der Angelegenheit Douville fordert die Kammer den Präsidenten in öffentlicher Sitzung auf, dem Exzedenten aufzugeben, sich in das „petit local" der Kammer (das Arrestlokal) so lange zurückzuziehen, bis der Generalprokurator über die Angelegenheit, die strafrechtlich verfolgt wird, sich schlüssig gemacht hat. Douville fügt sich diesem Befehle, erklärt aber von der Tribüne, er sei zu der Handlung durch eine Beschimpfung gereizt worden, und glaube mit der Ertheilung der Ohrfeige im Interesse der Würde der Kammer gehandelt zu haben. Beide Parteien haben bereits ihre Zeugen ernannt.

Petersburg, 30. März. Herr von Giers will den Zaren bitten, zwischen ihm und Katkow zu wählen. Herr von Giers verlangt die Unterdrückung der Katkow'schen „Mosk. Wjedomosti".

Stettiner Nachrichten.

Stettin, 31. März. An der vorgestern hier beendeten Apothekerprüfung nahmen fünf Examinanden Theil, welche sämmtlich die Prüfung bestanden haben.

— Die Schenkung eines Schwerkranken durch Uebergabe der geschenkten Sache mit der Maßgabe, daß, wenn der Geschenkgeber die Krankheit überstehe, er sich die geschenkte Sache bis zu seinem Lebensende vorbehalte, ist nach einem Urtheil des Reichsgerichts, 4. Zivilsenats, vom 4. Januar d. J., im Geltungsbereich des Preuß. Allg. Landrechts nicht als Vermächtniß, sondern als Schenkung von Todeswegen zu erachten und demnach rechtswirksam, auch wenn die Uebergabe des Geschenks nur von mündlichen, formlosen Erklärungen des Schwerkranken begleitet worden war.

— Nach § 36 des Klassen- und Einkommensteuergesetzes vom 1. März 1851 ändern Ab- und Zugänge am Einkommen während des Jahres, für welches die Veranlagung erfolgt ist, an der einmal veranlagten Steuer nichts; nur wenn nachgewiesen werden kann, daß durch den Verlust einzelner Einnahmequellen das veranschlagte Gesammteinkommen um mehr als den vierten Theil vermindert worden, darf eine verhältnißmäßige Ermäßigung der Steuer gefordert werden. Auf Grund dieser Bestimmung müssen die Steuerpflichtigen noch vor dem 1. April d. Js. die Zurückerstattung der zu viel erhobenen Beträge für das laufende Steuerjahr fordern. Dabei ist ein Reskript des Finanzministers vom 3. August 1866 zu beachten, wonach die Ansicht, daß die Gewährung eines Klassensteuer-Erlasses wegen unfreiwilligen Verlustes einer Einnahmequelle nur zuläßig erscheine, wenn diese gänzlich und für immer verloren gegangen sei, eine irrige ist. Ferner hat der Finanzminister die Bestimmung über Klassensteuer-Erlasse wegen verminderten jährlichen Arbeitsverdienstes dahin erweitert, daß die Bewilligung des Steuer-Erlasses auch dann zuläßig bleibe, wenn ein Klassensteuerpflichtiger durch Krankheit oder unfreiwilligen Verlust seiner bisherigen Stellung nach geschehener Veranlagung in seinem Nahrungsstande zurückgesetzt sei, wenngleich die Krankheit bezw. der Verlust der Erwerbsgelegenheit nicht bis zum Schlusse des Steuerjahres andauern.

— Der „Klub Juliusthurm," dessen Mitglieder dem Grundsatz huldigen, daß „das Bier seinen Beruf verfehlt hat, welches nicht getrunken wird", hat in richtiger Würdigung des Umstandes, daß unser Reichskanzler Fürst Bismarck ein warmer Verehrer des edlen Gerstensaftes ist, diesem zu seinem morgigen Geburtstag ein Fäßchen „Stettiner Gebräu" als Präsent übersandt. In einer beigefügten, geschmackvoll ausgeführten Adresse versichern die Mitglieder gleichzeitig ihre Verehrung für den Reichskanzler, wie ihre Treue zu Kaiser und Reich. Eine Vorfeier des Geburtstages des Reichskanzlers wurde bereits gestern von den Mitgliedern im Vereinslokal (Restaurant Arnholz) begangen.

— Am 19. Dezember 1885 wurde bekanntlich in einer Schonung zwischen Altdamm und Rosengarten die Fleischerfrau Karge aus Rosengarten ermordet und beraubt; die Recherchen nach dem Thäter blieben lange Zeit erfolglos, es wurde zwar der Waldwärter Manthey als der That verdächtig in Haft genommen, aber später wieder entlassen. Ende vorigen Jahres wurde Manthey aufs Neue gefänglich eingezogen, da neue Belastungsbeweise gegen ihn ermittelt wurden. Inzwischen ist die Untersuchung gegen denselben so weit gediehen, daß die Anklage wegen Raubmordes gegen M. erhoben und die Sache bei der nächsten Schwurgerichtsperiode zur Verhandlung kommen wird.

— Die Kompagnien des hiesigen Königs- und 34. Regiments, deren Translozirung nach Strasburg i. W. bevorsteht, wurden heute Morgen besichtigt. Die Abfahrt der Mannschaften nach Strasburg i. W. erfolgt am 4. April.

Kunst und Literatur.

Kirchhoff, Länderkunde von Europa. Leipzig bei G. Freytag.

Von diesem ausgezeichneten Werke liegen uns jetzt die Lieferungen 16—20 vor, überaus reich an hochwichtigen Aufschlüssen über unser deutsches Vaterland, diesmal besonders für das norddeutsche Tiefland, seine Gletscherbildung und Seenplatte, speziell Pommern, ist hier sehr eingehend behandelt. Das Werk sollte in keiner Schule und ebenso in keinem gebildeten Hause fehlen. [67]

Josephine Gräfin Schwerin. Neues Leben, eine Erzählung. Berlin bei A. Goldschmidt.

Das Buch zählt unzweifelhaft zu den besten literarischen Erzeugnissen auf dem Gebiete der Romane. Wir können dem Buche nur weite Verbreitung wünschen. [68]

Petrich, Pommersche Lebens- und Landesbilder. Aus dem Zeitalter der Befreiung. Stettin 1887 bei L. Saunier.

Der Verfasser bietet uns in dem vorliegenden Hefte höchst lebendige Lebensbilder pommerscher Männer: Ernst Moritz Arndt, Joachim Nettelbeck, Gebhardt, L. v. Blücher, Fürst von Wahlstadt, Johann Aug. Sack und Karl Gottlieb Lappe, kurz aller der Männer, welche für uns Pommern ein hervorragendes Interesse bieten. [80]

Vermischte Nachrichten.

✦ Im Königstädtischen Theater in Berlin gab es am Montag Abend einen Cetti-Skandal, dessen Größe im umgekehrten Verhältniß zu der geringen Anzahl der im Zuschauerraum Anwesenden stand. Der Hungerkünstler versucht es, wie bereits berichtet wurde, auch als Gedankenleser in Berlin Gold und Lorbeeren zu ernten, allein der junge Norweger hat entschieden zum Hungern mehr Talent als zum Gedankenlesen und mußte in Folge dessen bereits am Montag Abend die Ungemüthlichkeit der sonst als gemüthlich bekannten Berliner Theaterbesucher kennen lernen. Am Dienstag Abend nun bereitete Herr Cetti in seiner Anrede das „gnädige Publikum" auf einen Skandal vor, welcher gegen ihn geplant sei, und in diesem Falle bewährte sich der Hungerkünstler in der That auch als Gedankenleser, denn das Vorhergesagte traf ein. Während des ersten Experiments bereits ging der Lärm los; die von Cetti ausgesuchten Medien wurden in lauter Weise für bestochene Subjekte erklärt, legitimirten sich jedoch als Studenten, an deren Unparteilichkeit durchaus nicht zu zweifeln war. In der Erregung forderte Cetti mit der Miene eines Polizeiwachtmeisters einige Lärmmacher auf, „die Lokal zu verlassen"; natürlich bot diese Aufforderung Anlaß zu neuen lärmenden Auftritten. „Geld zurückgeben", „Humbug", „Schwindel", „Mumpitz" und ähnliche Berliner Redensarten lernte der Norweger kennen; mehrere Personen nahmen für und wider Cetti das Wort. Unter solchen Umständen wären auch einem besseren Gedankenleser, als es der Hungerkünstler zu sein scheint, die Versuche mißlungen.

— Man hat häufiger gehört, daß Tänzerinnen und Primadonnen in der Raserei der Begeisterung die Pferde vom Wagen gespannt und durch menschliche Hände ersetzt wurden. In Amerika — wo sollte es anders sein — hat sich nun jüngst eine Scene ereignet, die derartige Triumphe der Kunst noch weit überflügelt; dort ist nämlich eine berühmte Sängerin von — Sträflingen auf die Bühne getragen worden, doch nicht nur aus reiner Begeisterung für das Schöne und Edle. Die Primadonna Mrs. Roze hatte der Stadtvertretung von Manchester zugesagt, zu Gunsten des Vereins für entlassene Sträflinge ein Konzert zu veranstalten. Die Karten gingen reißend ab und die Einnahme war eine glänzende. Da plötzlich ließ Mrs. Roze dem Komitee mittheilen, sie fühle sich indisponirt und könne nicht singen, man möge das Geld zurückerstatten. Die Absage erfolgte in so später Stunde, daß das Publikum sich bereits auf den Weg ins Konzert begeben hatte und laut murrte. Die höchste Erbitterung aber herrschte unter den Sträflingen, deren einige im Hofe standen, um zu sehen, wie „ihre" Einnahme ausgefallen. Als sich diese nun der Gefahr gegenübersahen, das schöne Geld wieder in alle Winde hinausflattern zu sehen, begaben sie sich, kurz entschlossen, in das Hotel der Mrs. Roze, hoben diese empor und trugen sie in den Konzertsaal, wo sie ihre süße Last auf dem Podium absetzten. Die Primadonna machte gute Miene zum bösen Spiel und sang, erklärte aber, sie werde in Zukunft nie wieder gegen solche gefährliche Gesellen wohlthätig sein. Auch die Wohlthätigkeit hat ihre Schattenseiten.

— Vor einigen Tagen ist in Brüssel Baron Hektor de Mesnil, einer der bekanntesten und reichsten Sportsmänner auf dem Pariser und Brüsseler Turf, gestorben. Bei der Aufnahme der Verlassenschaft wurde ein aus dem Jahre 1867 stammendes Testament des Verstorbenen gefunden, welches einer jungen Dame, die Baron de Mesnil damals kennen lernte, die Summe von 100,000 Frs. zuspricht und den Rest für die Errichtung eines Grabsteines auf dem dem Verstorbenen gehörigen Gute Godinne in Belgien bestimmt. Dieser Rest betrug zur Zeit der Testamentserrichtung 10,000 Frs. Seither hat sich aber Baron de Mesnil an verschiedenen industriellen Unternehmungen in Neapel betheiligt, welche sein Vermögen bedeutend vergrößerten, so daß nunmehr nach Abzug der oben erwähnten 100,000 Frs. die Kleinigkeit von zwei Millionen für das Grabmonument übrig bleibt. Mit einer solchen Summe läßt sich allerdings ein großartiges Mausoleum herstellen. Der Bruder des Verstorbenen hat aber das Testament angegriffen, weil es nach seiner Ansicht nicht in der Absicht des Verstorbenen gelegen sein kann, eine so große Summe für ein Grabmonument zu widmen. Der Brüsseler Gerichtshof schließt sich dieser Ansicht an und bestimmt ausschließlich den im Jahre 1867 vorhanden gewesenen Rest von 10,000 Frs. für das Grabmonument.

Wien. Das Jahrbuch des hiesigen ersten Ferien-Kolonien-Vereins enthält u. A. ein Gedicht der Erzherzogin Valerie, der jüngsten Tochter des österreichischen Kaiserpaares, das den Titel führt „Der junge Rhein" und nicht ganz der politischen Pointe entbehrt. Es lautet:

Der junge Rhein.

Was brausest du über die Felsen geschwind,
Du schaumbekränztes, du tolles Kind?
Was eilest du ohne Rast und Ruh'
Aus den dunklen Bergen der Ebene zu?
Deine Wogen, sie singen und rauschen im Traum
Und achten der schönen Heimath kaum;
Halt' ein, halt' ein,
Du ungestümer, du junger Rhein!

Das Waldesdunkel, das Maiengrün,
Die Bäume, die schimmernd am Ufer blüh'n,
Der blaue Himmel, die klare Luft,
So frisch und würzig vom Frühlingsduft,
Sie sprechen verlockend und kosend zu dir:
„Geh' nicht in die Fremde, o bleibe hier!"
Halt' ein, halt' ein,
Du ungestümer, du junger Rhein!

O, eile nicht schäumend von Ort zu Ort
Aus der bergigen Heimath zur Fremde fort,
Wo an deinen Ufern der Kampf entbrennt
Und bebend man deinen Namen nennt!
Hier ahnst du noch nichts von Schlacht und Tod,
Kein Blut noch färbt hier deine Wellen roth;
Halt' ein, halt' ein,
Du ungestümer, du junger Rhein!

Bankwesen.

Freiburger 15 Franks-Loose von 1860. Die nächste Ziehung findet am 15. April statt. Gegen den Kursverlust von ca. 15 Mark bei der Ausloosung übernimmt das Bankhaus Karl Neuburger, Berlin, Französische Straße 13, die Versicherung für eine Prämie von 50 Pf. pro Stück.

Verantwortlicher Redakteur: W. Sievers in Stettin

Telegraphische Depeschen.

Wien, 30. März. Das Abgeordnetenhaus berieth heute die vom Herrenhause zurückgelangte Bankvorlage und lehnte mit 164 gegen 134 Stimmen den Antrag des Abg. Derschatta auf Aufrechterhaltung des früheren Beschlusses des Abgeordnetenhauses ab, wonach die Gewinntheilung bereits bei 6 Prozent eintreten solle. Der Finanzminister war im Interesse des Ausgleiches für Annahme der Herrenhaus-Beschlüsse eingetreten. Das Abgeordnetenhaus stellte sodann den Artikel 102 des Bankstatuts, wonach die Gewinntheilung erst bei 7 Prozent eintritt, in der ursprünglichen Fassung wieder her. Sodann setzte das Haus die Spezial-Debatte über das Militär-Versorgungsgesetz fort.

Wien, 30. März. Der bulgarische Justizminister Stoilow ist heute Abend hier eingetroffen.

Haag, 30. März. Zweite Kammer. In Gemäßheit einer zwischen der liberalen Partei und der Regierung erfolgten Verständigung wurde beschlossen, die Berathung über die Abänderung der Verfassung am 19. April wieder aufzunehmen.

Paris, 30. März. Deputirtenkammer. Minister-Präsident Goblet erklärt, die Frage der Supplementar-Kredite sei an und für sich von untergeordneter Bedeutung. Von gewisser Seite sei aber der Fall des Kabinets bereits bei seinem Amtsantritt angekündigt worden. Man habe demselben jedoch einige Frist gelassen. Das Kabinet habe eine schwierige Zeit durchgemacht, während welcher Frankreich Nichts von seiner Kraft und Würde eingebüßt habe. Die Angriffe begännen von Neuem, nachdem die Befürchtungen wegen der äußeren Lage aufgehört hätten. Der Minister-Präsident forderte die Opposition auf, ihre Beschwerden auszusprechen; er konstatirte, daß das Kabinet seine Versprechungen gehalten habe, indem es die gewünschten fiskalischen und administrativen Reformvorlagen eingebracht und das Budget für 1888 vorgelegt habe. Wenn diese Vorlagen nicht für genügend erachtet würden, wenn die Kammer glaube, andere Personen würden die Aufgabe besser erfüllen, so möge sie es sagen. Die inzwischen vollzogenen Ersatzwahlen, namentlich die Wahl Ribot's, hätten einen republikanischen Charakter und zeigten, daß das Land Vertrauen in die Regierung habe. Goblet bat die Kammer, sich frei und bestimmt auszusprechen; das Kabinet könne nur unter Verhältnissen im Amte bleiben, welche mit seiner Würde sich vertrügen. — Die Sitzung wurde hierauf für kurze Zeit unterbrochen.

Paris, 30. März. Deputirtenkammer. Nach Wiederaufnahme der Sitzung sprach Clemenceau gegen die Supplementar-Kredite. Nachdem der Minister-Präsident Goblet darauf noch einmal das Wort ergriffen hatte, wurden die Kredite entsprechend den Anträgen des Ministeriums mit 290 gegen 220 Stimmen genehmigt.

Rom, 30. März. Der „Italie" zufolge werden Crispi und Zanardelli mit Cairoli konferiren, bevor sie der projektirten Kabinets-Bildung endgültig zustimmen.

London, 30. März. Von Seiten der Postverwaltung wurden heute zwei kleine an den Staatssekretär des Innern, Matthews, und resp. den Staatssekretär für Irland, Balfour, adressirte Packete angehalten und geöffnet. Beide Packete enthielten eine kleine Flasche mit einer weißen Flüssigkeit und einem Kupferdraht. Die Flüssigkeit wird einer chemischen Analyse unterzogen.

Kopenhagen, 30. März. Folkething. Der Präsident Berg erklärte, er sehe sich aus politischen Gründen veranlaßt, sein Amt niederzulegen und werde die Wahl eines neuen Präsidenten auf die morgige Tagesordnung setzen.

Petersburg, 31. März. Laut Meldung von Reuter's Bureau ist gestern in Gatschina auf den Zaren ein neues Attentat verübt. Der Zar ist nicht verwundet. Details fehlen.

Die Söhne des Waffenschmieds.

Original-Roman von E. Heinrichs.

23)

Der kleine Mann im Kaisermantel blickte durch ein in der Flurwand befindliches Fenster, dessen grüner Vorhang sich etwas verschoben hatte. Er schaute in einen mit Tabaksqualm angefüllten ziemlich großen Raum, vermochte aber nicht eine Gestalt darin zu unterscheiden und trat deshalb mit raschem Entschluß hinein.

Der wüste Lärm, das gottlose Fluchen und das Geklirr der Gläser genirte ihn durchaus nicht, er spuckte ohne Umstände rechts und links aus, schlug den Mantelkragen herab und setzte eine unverschämte Miene auf. Dann schlug er mit der Faust auf einen Tisch, und bestellte bei dem verblüfften Kellner ein Abendessen mit Wein, worauf er kaltblütig seinen durchnäßten Mantel abwarf und sich mit einem kräftigen Fluch auf den einzigen leeren Stuhl niederließ, ohne von dem Gaste, welcher allein an diesem kleinen Tisch im äußersten Winkel der geräumigen Stube saß, die mindeste Notiz zu nehmen.

„Hm, Sir," begann dieser jetzt, sich verlegen räuspernd, „wollen Sie sich nicht einen anderen Platz suchen? Dieser da ist besetzt."

Die blauen Brillengläser richteten sich verwundert auf den Sprecher.

„Natürlich ist dieser Platz besetzt," knurrte er. „Bin ich etwa Luft in Euren Augen, Mann?"

„Ach was, ich habe den Stuhl für meinen Freund besorgt, aber nicht für Sie."

„Sachte, mein Lieber," unterbrach ihn der Kleine. „Mit Eurem Glase Bier könnt Ihr dem Wirth keine Separatplätze bezahlen. Ich bin ein freier Schweizer und kenne meine Rechte."

„Ja, die Fremden wollen immer das große Wort führen," murrte der Engländer halblaut.

„Unsinn, Mann! — Ihr trinkt ein Glas Wein mit mir, — zum Henker mit dieser langsamen Bedienung!"

Der Kellner brachte die Speisen und entkorkte die Flasche.

„Noch eine Portion und ein Glas für meinen Freund!" schrie der Kleine, dem dienstbaren Geiste ein Goldstück hinwerfend. „Aber rasch, ich liebe das Warten nicht."

Nach zehn Minuten saßen Beide in gemüthlicher Unterhaltung, tapfer dem Essen und der Flasche zusprechend.

„Ich heiße Staufer," sprach der Kleine, „wie nennt Ihr Euch, Freund?"

„Watson, Sir!" Er warf dabei einen ängstlich forschenden Blick nach der Thür.

„Ihr erwartet Euren Freund, dessen Platz ich eingenommen, wie?"

„Ja, Sir! — Er wollte um Neun hier sein; wenn ich nur einen Stuhl für ihn hätte."

Der Kleine sah nach seiner Uhr. „Noch zehn Minuten, Mr. Watson! — Heda!" rief er den Kellner heran, „schafft noch einen Stuhl hierher."

Der kleine Gentleman zahlte gut, er konnte befehlen, das Geld ist der gewaltigste Hebel, um alle Hindernisse fortzuräumen. Nach wenigen Augenblicken war der Stuhl zur Stelle, mit demselben aber auch eine kleine Flaschenbatterie, woran sich unser alter Bekannter John Watson gerne gütlich that.

In diesem Augenblick, als der Kleine in redseligster Weise von der Schweiz erzählte, tauchte ein Herr in einem langen Paletot und breitem Schlapphut an Watson's Seite auf.

„Ah, Mr. North!" rief dieser halb erschreckt.

„Well, Sir — hier ist Ihr Stuhl," nickte der angebliche Schweizer triumphirend, „hab' ihn hergeschafft; setzen Sie sich. Ein Glas Wein, wenn's gefällig ist? Watson ist mein Freund — ein guter Kerl! Wer's bezweifelt, hat's mit mir zu thun, Sir!" Seine Zunge schien bereits recht schwer zu sein.

Mr. North warf einen forschenden Blick auf ihn, setzte sich und sah John Watson dann unwillig an.

„Trinken Sie mit mir, wenn Sie ein Gentleman sind, Sir!" fuhr der Kleine, bei jedem Wort schluckend, etwas lallend fort. „Mein Name ist Staufer, bin ein freier Schweizer und in der Stimmung, es mit jedem Engländer aufzunehmen! — Well, Sir, man läßt mich daheim gern in Ruh'. Nehmen Sie Ihren Garibaldihut ab, er hindert beim Trinken."

Ohne Umstände nahm der Kleine ihm den Hut vom Kopfe und hing denselben mit etwas unsicheren Bewegungen am Nagel auf. Als Mr. North mit zornfunkelnden Augen emporfuhr, legte Watson ihm beschwichtigend die Hand auf den Arm und flüsterte:

„Er ist betrunken, wollen Sie Händel mit ihm anfangen, Sir?"

„Sie treiben die Freiheit etwas weit," rief North, sich mühsam beherrschend. „Was wollen Sie thun, wenn ich nun von Ihnen verlange, die häßliche Brille abzunehmen?"

„O, dann zeige ich Ihnen die Faust," lachte der kleine Mann, wobei er sich heftig verschluckte. „Setzen Sie meinetwegen eine Brille auf, wenn Ihre Augen zu blöde sind und das Licht und den Qualm nicht vertragen, — aber ein rechter Gentleman behält den Hut in anständiger Gesellschaft nicht auf dem Kopf."

„Anständige Gesellschaft — hier — im „goldenen Pfau?" lächelte Mr. North spöttisch, wobei er das Glas Wein verächtlich fortschob.

„Oho, wollen Sie dies Wort laut wiederholen?" fragte der Kleine mit überlauter Stimme. „Bin ich etwa kein Gentleman, Sir? — Oder mein Freund Watson? — Was? Sie verschmähen es, mit mir zu trinken?"

Mr. North zuckte die Achseln, warf einen bedeutsamen Blick auf Watson und ergriff dann das Glas, um mit dem Fremden anzustoßen.

„Sie sind ein Schweizer, wie ich höre, Mr. Staufer," sagte er, ihm vertraulich näher rückend, ein Bekannter meines Freundes Watson?"

„Sein Busenfreund und Bruder!" betheuerte der Kleine pathetisch, wobei er dem überraschten Watson kräftig die Hand drückte.

„Wie kommen Sie, ein solcher Gentleman, in diese Spelunke?" fragte Mr. North mit leiser Stimme weiter.

„Ja, wie komme ich hierher?" fragte der Kleine, sich die Stirn reibend. „Der verdammte Wein ist gefälschter Brandy, glaube ich, Sir! — Ja so, wollte das englische Leben kennen lernen, hier in Southwark, nahm ein Cab und gerieth in den goldenen Pfau, wo ich meinen Freund Watson traf."

„Sie sind zum Vergnügen in London?"

„Ganz recht, Sir! Liebe die Engländer, habe viele kennen gelernt in der Schweiz, prächtige Kerle, brechen sich auf unseren Bergen aus reinem Plaisir die Hälse. Lobten immer meine englische Aussprache, Sir!"

„Ja, Sie sprechen das Englische recht gut, Sir!" nickte Mr. North. „Haben wohl kein Geschäft, wie?"

Der Kleine starrte ihn verwundert an.

„Ach so," lachte er dann, „Geschäft? Hab's an den Nagel gehängt, war Kompagnon eines Bankgeschäfts, wozu? — Steh' allein, weder Frau noch Kind, — nur Geld und immer Geld! — Basta, sagte ich, hab' genug, will nun mein Leben genießen, zuerst in London, — und — da bin ich, Sir!"

Er schluckte wieder heftig und betrachtete den Wein in seinem Glase.

„Ich mache dem goldenen Pfau einen Prozeß," sprach er dann mühsam weiter, „der reine Brandy, keine einzige Traube, heda, Wirth!"

„Lassen Sie, Mr. Staufer!" wehrte North, der mit Watson einen bedeutungsvollen Blick gewechselt hatte, „Sie könnten die schönsten Prügel besehen. — Kommen Sie mit mir, ich bringe Sie in eine bessere Atmosphäre, wo der Wein Ihnen munden soll."

„Ganz recht, Sir!" nickte der Kleine, sich schwerfällig erhebend, worauf Watson ihm den

---

Börsenbericht.

Stettin, 31. März. Wetter: schön. Temp + 5° R. Barom. 28" 5"'. Wind SO.

Weizen wenig verändert, per 1000 Klgr. loko 154—160 bez., per April-Mai 162,25—161,5—162 bez., per Mai-Juni 163,5 bez., per Juni-Juli 165,5—165 bez., per Juli-August 166 bez., per September-Oktober 166,5 B.

Roggen unverändert, per 1000 Klgr. loko 114—116 bez., per März 117,5 nom., per April-Mai 118,5—118 bis 118,25 bez per Mai-Juni 119,5 B. u. G., per Juni-Juli 121 bez., 121,5 B. u. G., per Juli-August 123 B. u. G., per September-Oktober 125 bez., B. u. G.

Gerste per 1000 Klgr. loko 110—124 bez., feinste über Notiz bez.

Hafer per 1000 Klgr. loko pomm 98—105 bez.

Rüböl behauptet, per 100 Klgr. loko o. F. b. Kl. 45 B., per März 43,5 B., per April-Mai do., per September-Oktober 44,75 B.

Spiritus höher, per 10,000 Liter % loko o. F. 38 bez., per März 38 nom., per April-Mai 38,8 B. u. G., per Mai-Juni 38,8 bez., per Juni-Juli 39,5 bez., per Juli-August 40—40,2 bez., per August-September 41 bez.

Petroleum per 50 Klgr. loko 11 verz. bez.

Kaisermantel anzog, die Mütze aufsetzte und seinen Arm ergriff, um ihn sorgsam hinauszuführen. Draußen strömte der Regen unaufhaltsam hinab, es goß mit Eimern, wie man zu sagen pflegt.

Mr. North ließ einen Pfiff ertönen, worauf ein Cab herbeikam, das die drei Herren aufnahm, welche sich in dem engen Fuhrwerk allerdings etwas zusammendrängen mußten.

Sie fuhren, wie der Kleine bemerkte, über die Londonbrücke zurück nach der City, wo sie endlich in einer engen, dunklen Straße hielten.

„Reichen Sie mir die Hand, Mr. Staufer!“ sagte North, „ich will Ihr Führer sein.“

„Ist dies Euer Haus, Sir?“ fragte der Kleine.

„Meine Garçon-Wohnung, Sie sollen mein Gast sein, Mr. Staufer!“

„Ganz recht, aber echtes Gewächs, Sir! — Ich verbrenne vor Durst.“

Nach wenigen Minuten befanden sie sich in einem großen, elegant eingerichteten Zimmer, das der Kleine mit sichtlichem Behagen überblickte, worauf er sich vergnügt in die eine Sophaecke niederließ.

Bald waren Flaschen und Gläser aufgepflanzt, welch' erstere der Kleine einer genauen Besichtigung unterzog, während Mr. North den schweigsamen Watson in einen Sessel niederdrückte und sich zu seinem Gaste setzte.

„Burgunder, well,“ nickte dieser, „kenne die Sorte, wenn sie echt ist.“

Mr. North entkorkte eine Flasche und goß den perlenden Wein in das geschliffene Glas. Der kleine Herr Staufer war ein Kenner, er sog den Duft ein und schlürfte langsam kostend den edlen Trank.

„Ganz recht,“ nickte er zufrieden, „der Wein ist echt. Auf unsere Freundschaft!“

Die Gläser klangen zusammen und wurden wiederholt geleert.

„Haben Sie wirklich so blöde Augen, um beständig diese verdächtige Brille tragen zu müssen?“ fragte North, sich plötzlich dicht zu seinem Gaste neigend. „Ich versichere auf Ehre, Mr. Staufer, daß dieses blaue Ding durchweg für eine Maske gehalten wird.“

„Ach, was Sie sagen,“ lachte Staufer — „sehe ich verdächtig aus? Bei mir daheim trägt der dritte Mensch eine solche wohlthätige Brille. Bei einer Bergbesteigung — es war der Großglockner — von einer Lawine begraben und halbtodt herausgegraben worden. Muß seitdem die Brille tragen, glaubte blind zu werden, o, diese Wohlthat, kann nur im Finstern sie entbehren. Rühren Sie nicht an meine Brille!“ fuhr er mit einer drohenden Bewegung auf.

„Ruhig, Sir! —“ lächelte North, ihm auf die Schulter klopfend, „ich werde Ihre Brille nicht mehr antasten. In welchem Hotel haben Sie Wohnung genommen?“

„Im „Prinzen von Wales,“ — gute Bedienung, hübsche Aussicht, Sir!“

„Das sollt' ich meinen,“ ließ sich Watson jetzt auch einmal vernehmen.

Mr. North wurde immer aufgeräumter und liebenswürdiger gegen seinen Gast.

„Apropos!“ sagte er plötzlich, „Sie sind Bankier?“

„Gewesen,“ nickte Staufer etwas schläfrig.

„Sie bleiben noch einige Zeit in London?“

„O, so lange es mir hier gefällt.“

„Sie könnten mir eine Gefälligkeit erzeigen, Mr. Staufer!“

„Tausend für eine, Mr. Süd!“

„North, — lieber Freund, Mr. North! — Also ich habe einige hohe Werthscheine der hiesigen Bank von meinem Vetter in Verwahrung erhalten, — im Vertrauen gesagt, gegen ein hohes Darlehn; der gute Junge spielt leider stark.“

„O, o, eine schlechte Gewohnheit, Sir!“ bemerkte der Schweizer bedauernd.

„Ja, sehr schlecht, aber was will man, er ist ein flotter Gentleman und wird schließlich eine reiche Erbin heirathen. Eben deshalb aber durfte er diese Obligationen nicht versilbern, keine Fremden in seine momentane Verlegenheit einweihen, verstehen Sie, Mr. Staufer?“

Der Kleine blickte vor sich hin und nickte dann lebhaft.

„Ganz recht, Sir! — Die Erbin könnte davon erfahren und dem flotten Gentleman einen Korb flechten. Well, Sie haben die Papiere, dann ist ja Alles gut.“

(Fortsetzung folgt.)